

Daniel Jühr

Rom sehen und sterben

Einführung: Paula und wie sie die Welt sieht

Die Runde um die Brucher hat echt gut getan. Jetzt aber ab nach Hause, es ist schon bald halb acht. Paula Petrova startet ihren Corsa und biegt von der Talsperre auf die B 256 Richtung Marienheide ab. Jetzt noch eine gute CD einlegen ... mal sehen ... da, eine alte Platte von Johnny Cash. Der gute Johnny, das passt jetzt einfach. Schon nach wenigen Sekunden singt sie lauthals mit: „And it burns, burns, burns ...!“ Plötzlich aber hält sie inne. Da ist er wieder. Den hat sie doch schon mal irgendwo entlangwandern sehen. Aber mehr so im Süden, das muss fast bei Morsbach gewesen sein. Dieser alte Mann im schwarzen Anzug mit Hut. Er ist es, kein Zweifel. Sie hat beim ersten Mal schon überlegt, ihn vielleicht zu fragen, ob er mitfahren möchte. Dabei hat sie sich doch geschworen, niemals Fremde in ihr Auto zu lassen. Trotzdem: Irgendwas hat der Mann an sich, das sie fasziniert ...

Die Geschichte

Der Alte ist müde. Es ist nicht die Müdigkeit, die er früher spürte, wenn er drei, vier, fünf Nächte durchgefeiert hatte und irgendwann einfach nur noch irgendwo umfiel. Weil der Schlaf stärker war. Oder die Müdigkeit, die ihn lähmte, wenn er hart gearbeitet hatte, wochenlang, und am Ende nicht mehr konnte. Nein, die Müdigkeit, die ihn jetzt beschwert, während er in Eckenhagen aus dem Bus steigt, sein Jackett richtet und den Hut zurecht schiebt, wird nie mehr weggehen.

Es ist seine Lebensmüdigkeit, angehäuft in all den Jahren, die er gesammelt hat, all den Leben, die er gelebt hat, all den Geschichten, die er geschrieben hat, all der Liebe, die er gegeben, und die er irgendwann zerstört hat.

Am Ende hat es immer nur ihn gegeben, und die Songs, und die Straßen und Wege, und wenigstens eine Aussicht, aber jetzt spürt er vor allem diese Müdigkeit. Wie lange schon? Er kann es nicht sagen. Vielleicht ist sie eines Tages einfach da gewesen, er erinnert sich nicht mehr. Im Frühjahr vielleicht. Jetzt ist der Sommer schon bald ein Herbst.

Ich mag nicht mehr, denkt er, dieser Mann in Schwarz, und er steckt sich Ohrhörer in die Ohren, und ein anderer Mann in Schwarz beginnt zu singen, es ist Johnny Cash, und er singt „Hurt“, und der Alte muss lächeln, denn auch am Ende von allem, wenn die Müdigkeit so vieles erstickt, gibt es diese Momente des Glücks. Dieses ist einer. Er schaut sich um. Der Kurpark Eckenhagen. Hier hat er mal eine gekannt. Lange her, oh, so, so lange. Ende Mai war er hier bei der Lampionparty, gute Musik damals mit der Bigband Eckenhagen. Ein schöner Abend war das, so voller Erinnerungen. Er mag das, diese Feste in all diesen Dörfern.

Der Sommer, der dem Oberbergischen Land in diesem Jahr so viel Wärme geschenkt hat, streckt noch einmal seine Fühler aus, heute, an diesem Septembernachmittag. Es ist zu warm für einen schwarzen Anzug, zu warm für ein weißes Hemd und eine schwarze Krawatte, zu warm für einen spitzen schwarzen Hut, zu warm auch, um eine kleine Tasche zu tragen, auch wenn er die über die Schulter hängen kann, aber die Schulter ist kaputt. Zu warm ist es heute für Leonard Cohen. Für den halten sie ihn manchmal, wenn er irgendwo vorbeiläuft. Und wenn er spricht. Ja, vor allem, wenn er spricht.

Seit das damals mit dem Jungen passiert ist, läuft er fast nur noch. Oder er fährt Bus. Oder beides, so wie heute. Der Alte wird jetzt eine Wanderung unternehmen. Vierzehn Kilometer. Er ist gut zu Fuß, auch in seinem Alter noch. Wo lang? Mal sehen. Erst mal biegt er auf die Blankenbacher Straße ab. Ein bisschen Straße, ein bisschen Waldweg, ein bisschen von allem.

Viele Wege führen nach Rom.

„Einmal die Vier. Und den hier.“ Der Meister zeigt auf einen Eiskaffee, er nimmt immer den von Mr. Brown. „Ach, und ... den Kaffee zahl ich so, der Sprit geht auf Karte. Hier.“ Er zückt seine Mastercard.

„Hier geht nur EC“, schüttelt die Frau hinter der Theke den Kopf, es ist eine von diesen Mitvierzigern, die nach zwanzig Jahren Kindergrößen mal wieder was für sich machen wollten, aber weil sie eben vorher nur Kinder großgezogen haben und Büromanagement heute ein bisschen was anderes ist als 1995, steht sie jetzt eben hier an der Tanke. Muss nicht so sein, aber der Meister malt es sich jetzt einfach mal so aus. Passt zu dieser Mutti, findet er.

„Dann halt EC.“ Er zieht die Karte hervor, schiebt sie ins Lese-

gerät, gibt die PIN ein. Er hasst diese Alltäglichkeiten. Mann, ich muss arbeiten, hoffentlich geht dieser Quatsch hier jetzt mal ein bisschen schneller.

Draußen kippt der Meister das eiskalte Kaffeezeug in einem Zug hinunter, starrt in den Vanilla-Sky-Himmel und streckt sich. „Geil. Einfach geil das Zeug.“ Irgendeine Oma dreht sich zu ihm um, er wirft die Dose weg und setzt sich in seinen Golf, den er so abgrundtief hasst, dass ihm davon manchmal übel wird. Aber der Golf ist eben ein Golf, einer von Millionen, und dann noch silbergrau, aus der vorletzten Generation und damit unauffällig.

Und unauffällig ist immer gut. Besonders dann, wenn der Meister einen Spezialauftrag hat. Heute ist so ein Tag für einen seiner Spezialaufträge. Deswegen wird er sein Ziel auch nachher in einem Hotel treffen und nicht im Büro oder sonst wo. Passt aber ganz gut, morgen sitzt er da gleich mit einem anderen Kunden zusammen, und nichts mag der Meister mehr als Synergien. Wenn man zwei Aufträge, zwei Fahrten, zwei Sachen so kongenial kombinieren kann, das liebt er einfach. So wie Tanken und Kaffee kaufen.

Annette hält ihn für bescheuert, wenn er mit seinen Synergien ankommt, aber Annette wird er sowieso bald abschießen, also scheiß doch auf das, was sie von sich gibt, verdammt noch mal.

Kurz nach drei, Spitze. Von Bergneustadt nach Rom ist es keine halbe Stunde mehr mit dem Auto.

Sein Ziel kommt nicht vor sechs, er hat ihn extra für später bestellt. Fast noch wichtiger als Synergien ist eine gute Vorbereitung.

Und ein Meister ist immer vorbereitet.

Als er auf die Kölner Straße auffährt und irgendwas Belangloses auf WDR 2 durch die Boxen plätschert, fällt ihm das Sprichwort ein: Viele Wege führen nach Rom.

Und viele finden, wenn sie einmal drin sind, nicht mehr heraus, denkt er und grinst.

„If you miss the train I'm on, you will know that I'm gone ...“

Und dann singt der Alte leise mit: „And I'm 500 miles away from home.“ Niemand hört, wie er singt, niemand geht hier entlang. Es ist ein Freitag, die meisten Leute arbeiten noch, selbst am Nachmittag. Ist wohl nicht mehr so wie früher, als um 14 Uhr Feierabend war und sie anschließend die Landstraßen verstopften. Er hat sie auch mal verstopft. Damals fuhr er einen alten Ford Taunus, eines dieser Riesenschiffe, den hatte er sich seit Jahren gewünscht, für den hatte er gespart, den wollte er für sich und die, die er damals liebte. Dann hatte er ihn, und er war sicher, dass sie ihn dadurch noch mehr liebte, und dann fuhr er irgendwann allein los. Er wollte sie abholen ... zu einem ... einem ... er weiß es nicht mehr ... und dann stand da dieser Junge, und er ...

... und Leonard Cohen läuft in seinen Ohren über die Boogie Street, denn der Alte hat sich einen Balladen-Mix mitgenommen für diesen Weg nach Rom und dieses wunderbare Intro begräbt den Gedanken für einen Moment, der immer dann auftaucht, wenn er an eine Straße und an den Ford Taunus denkt. Er hat es nicht so mit Technik, aber seit er dieses kleine schwarze Ding besitzt, das er einfach an sein Notebook anschließt, und seitdem er sich jedes Stück, das er einmal auf Platte besaß, einfach auf dieses Ding ziehen und es mitnehmen kann und mit ihm all diese Juwelen, die er einfach in die Jockeytasche steckt, da sind seine Wanderungen anders geworden. Jetzt wandert er zu Musik, mit Musik, er ist nicht mehr so allein, denn sie sind alle bei ihm. Johnny, Nick, Leonard, Tom, Bob, Lou und so viele mehr. Alle sind sie bei ihm, und sie singen, und er läuft und läuft.

Auch sie halten die Müdigkeit nicht auf. Niemand kann das.

Aber mit ihnen kann er sie besser ertragen.

Und was wird das wohl gleich? Wieder so ein Termin mit einem, der einem alles Mögliche andrehen will, was keiner braucht. Er kennt solche Typen, hat schon so viele von ihnen getroffen. Die sind alle gleich. Erst erzählen sie einem, was alles falsch ist an dem Kram, den man schon hat, und was da alles fehlt und worin man noch so investieren sollte.

„Ich bin fünfundsiebzig. In was würde ich wohl noch investieren“, fragt er halblaut eine schwarz-weiß gefleckte Kuh, die am Wegesrand an einem Zaun steht und sich solche blöden Fragen zu ihrem Glück nicht stellen muss.

Er ist schon oft zu solchen Treffen gegangen. Und auch mal gefahren.

Am Ende war es immer dasselbe.

Und das wird auch heute nicht anders sein. Aber er hat ja Zeit.

„Wie viel Kraft werd ich noch haben?“, fragt jetzt der Sänger von Nachtgeschrei, einer deutschen Mittelalterband, die er neulich per Zufall entdeckt hat, als er in Krefeld auf dem Flachsmarkt war. Da lief die Musik am Stand eines Kalligrafen, der ihm eine Straußenfeder verkauft hat.

Für alles, was er unterschreibt, nimmt er seitdem diese Feder. Mit dabei hat er die heute nicht.

Aber er ist sicher: Er wird da ohnehin nichts unterschreiben.

Der Meister biegt an der L 324 scharf links in die Bergstraße ab, der er bis untenhin folgen wird, und er erahnt schon das Tal, das vor ihm liegt. Er war schon ein paar Mal in Rom, mal während einer Wanderung im Winter mit einigen Kunden zum Langlauf, er macht das immer ganz diskret, meistens bucht er sie unter falschem Namen im Hotel ein. Nur nicht auffallen – noch so eine Maxime, auch ganz wichtig. Er lässt den Wagen die Bergstraße

hinunter einfach nur rollen und bremst zwischendurch immer wieder. Hier laufen so viele Kinder herum, da ist dreißig das Maximum. Dann rollt er aus dem Ort heraus, die Straße fällt weiterhin ab. Zuerst kommt nichts außer Feldern und Wiesen. Dann plötzlich liegt es einfach vor ihm, dieses Kaff, diese Ansammlung aus vielleicht dreißig Häusern, dieses wunderschöne kleine oberbergische Nichts, das mit seinem italienischen Namensvetter nur eines gemeinsam hat: eben jenen Namen. Rom. Er biegt scharf links ab und lässt den Golf auf den Parkplatz des Hotels ausrollen. Er fragt sich seit Jahren, wer außer ihm eigentlich sonst noch hierher kommt. Ein Stück darunter liegt das Haus mit den geschätzten hundertsiebenundvierzig Vogelhäuschen, und er weiß jedes Mal, wenn er bei einem Spaziergang ins Tal dort vorbeikommt, nicht, ob er das jetzt lustig oder vollkommen durchgeknallt finden soll. Oder beides.

Als er gerade seinen Zeugs-für-zwei-Tage-Koffer aus dem Kofferraum hievt und sich darüber ärgert, dass VW diese verfluchten Ladekanten einfach nicht mal weglassen kann, klingelt sein Handy.

Annette. Unter Garantie. Sie haben sich ja auch vor drei Stunden erst gesehen.

Er blickt aufs Display. Eine Nummer aus Gummersbach. Er erkennt sie und verzieht das Gesicht.

„Ja, bitte?“

„Detlefsen hier. Sind Sie das, Herr Meister?“ Eine tiefe Baritonstimme, die er gut kennt. Der Meister vergisst Stimmen nie.

„Wer sonst? Was kann ich für Sie tun?“

„Sie wissen, wer ich bin, oder?“

„Ja, das weiß ich. Natürlich. Und?“

„Und Sie wissen, was für uns auf dem Spiel steht. Heute und morgen. Vor allem heute. Sie müssen erfolgreich sein, sonst ...“

„Entschuldigen Sie bitte ...“, beginnt der Meister, doch er unterbricht sich, weil er spürt, dass er zu laut geworden ist, und wer weiß, wie viele Ohren im kleinen Rom an den Fensterscheiben kleben, und fährt dann leiser fort, „deswegen haben Sie mich doch beauftragt, oder? Und nicht einen der ... anderen ... sondern mich.“ Der Meister sagt das, ohne wieder lauter zu werden, steckt aber allen Charme in seine Stimme, einen Charme, den er seit Jahren einfach abrufen kann, wenn er ihn braucht.

Der Baritonmann wirkt plötzlich unsicher. „Ja ja, ich wollte ja nur ...“

„Lassen Sie mal gut sein, Herr Detlefsen. Ich weiß, was ich tue. Und ich treffe auch immer ins Schwarze, falls Sie da Sorge haben sollten ...“

„Nein, nein, wir haben gar keine ...“

„Na dann stehen Sie mir doch einfach nicht meine Zeit. Ich muss jetzt einchecken.“

Ohne ein weiteres Wort legt der Meister auf. Ewig diese Besserwisser, denkt er. Wie war das in diesem Song von Farin Urlaub? ... *du bist umgeben von Schwachmaten, sie wissen nichts, sie raten und haben trotzdem recht.*

Was glauben die eigentlich? Er macht diesen Spaß hier doch nicht erst seit gestern.

Der Alte hat gar nicht auf die Uhr geschaut. Wann muss er da sein? Gegen sechs, oder? Er wird um sechs Uhr da sein, denn er ist immer pünktlich. Auch bei so einem Termin, auf den er überhaupt keine Lust hat. Warum hat er sich nur dazu überreden lassen? In seinem Alter noch ... und David Gilmour singt „*Wish you were here*“, und er denkt an eine, die er mal geliebt hat. Nicht jene, für die er einst den Ford wollte. Nein, er denkt an Lena, Magdalene eigentlich, aber für ihn war sie nur eine Lena, und sie

hatte den verschmitzten Gesichtsausdruck, den frechen Augenaufschlag und diesen Blick, der ihm suggerierte, dass er mit ihr alles erleben könne, und er hat alles erlebt mit ihr. Alles mit Lena, alles in diesem Sommer siebenundsiebzig, alles, alles, alles war für sie drin, und David Gilmour sang seinen Song wieder und wieder und wieder.

Und dann musste er weg.

Wie so oft musste er weg.

Wegen all der Liebe, die er gegeben und irgendwann zerstört hat.

Und wie so oft konnte er es auch ihr nicht erklären, weil es an seinem Wegmüssen nichts zu erklären gab, nie gegeben hat und nie geben wird, sondern nur ein Hinnehmen. Nicht mal ein Verstehen.

All dieses Wegmüssen hat ihn müde gemacht. Ja, denkt er, als er irgendwo in der Nähe von Eichholz unterwegs ist, irgendwann an diesem Nachmittag, irgendwo ein paar Kilometer von Rom entfernt, zu dem es so viele Wege hin gibt. Davon bin ich so schrecklich lebensmüde geworden. Vom ständigen Wegmüssen.

Aber ich hab mir diesen Job ja ausgesucht, oder?

Heute muss er nicht mehr weg, weil es niemanden mehr gibt, bei dem er ist. Er muss niemanden mehr allein lassen. Und sich selbst zu verlassen, das hat nicht mal er geschafft.

Snow Patrol singen „Run“, ja, es gibt auch heute noch Hymnen, nicht nur in jenen Sommern der Sechziger und Siebziger hat es sie gegeben, und am liebsten möchte er jetzt auch rennen, einfach weg von dieser Wanderung, weg von diesem Termin, von dieser Zeitverschwendung, aber es geht nicht.

Der Alte hält seine Termine ein. Immer.

Es sind keine fünf Kilometer mehr.

Es ist wie jedes Mal, wenn der Meister in Rom das Hotel betritt: Bubenzer, der Mann an der Rezeption, den er noch nie gefragt hat, ob er eigentlich der Inhaber ist oder ein Angestellter auf Lebenszeit, starrt so überrascht zur Tür hin, als hätte er nie mehr mit einem weiteren Gast gerechnet. Denn einer ist schon da, er ist immer da, wenn der Meister hier logiert, er hockt direkt am Tresen der Rezeption, und jedes Mal trägt er weniger Haare auf dem Kopf, und jedes Mal sieht sein Gesicht eingefallener aus, und immer hat er ein Bier und einen Korn vor sich stehen. Wahrscheinlich hat man das Hotel damals einfach um die beiden Männer herumgebaut, denkt der Meister, anders kann es gar nicht sein. Rom war schon immer da und dieses Hotel und diese Männer. Diese ewigen Männer in dieser ewigen Stadt.

„Ach. Tach, Herr ...“, beginnt Bubenzer mit einer Stimme, die suggeriert, dass er seit Jahrzehnten jeden dritten Korn selber nimmt.

„Immer noch: Ich heiße Detlefsen“, antwortet der Meister. Er hat sich irgendwann mal angewöhnt, einfach unter dem Namen dieses unsäglichen Detlefsen hier einzuchecken. Noch so ein Erfahrungswert aus vierundzwanzig Jahren als Profi: Es muss weiß Gott nicht jeder wissen, wie du heißt. Denn wenn du mal Scheiße baust, so richtige Scheiße, dann willst du garantiert nicht, dass irgendwer weiß, wer du bist. Also lieber vorsorgen. Bubenzer, dieser Vielleicht-Inhaber des Grand Hotels in der Altstadt von Rom, in dem ein Einzelzimmer ohne Klo knapp 25 Euro kostet, kennt ihn jedenfalls nur als Detlefsen. Das muss reichen.

Der Bier-und-Korn-Supermann schaut nicht mal auf und süppelt ohne eine Miene zu verziehen sein Gläschen leer, hebt schwach den Finger. Während Bubenzer an der Rezeption mit rechts das Formular zum Einchecken hervorholt, gießt er dem Alten mit der linken Hand wortlos nach.

„Eine Nacht“, rasselt er und gibt dann ein Husten von sich, das der Meister eher dem anderen zugetraut hätte.

Was tue ich mir da eigentlich immer an?, denkt der Meister, aber irgendwie kann er nicht anders: Es ist günstig, es ist ruhig, und vor allem ist es am Arsch der Welt. Einem schönen Arsch, ohne Zweifel.

Und am Arsch der Welt lassen sich nun mal einfach gut Geschäfte machen.

Außerdem ist die Küche gut, da arbeitet so eine dralle Mitvierzigerin, die jedes Gericht nicht nur zubereitet, sondern auch selber serviert und ihn dabei jedes Mal so anschaut, als wolle sie vielleicht selbst der Nachtisch sein und ihm aber gleich mal ordentlich das Zimmermädchen geben.

Bubenzler sagt wieder was: „Nummer siebzehn, Sie gehen die Treppe hoch, und ...“

„... biege oben links ab und gehe durch den Gang, dann rechts und schon bin ich da“, bringt es der Meister zu Ende, weil er es gleich nicht mehr aushält.

Bubenzler gießt dem Trinker mit links nach und wundert sich scheinbar über die Spitzfindigkeit seines Gastes. Und dann wohl über seine eigene, als er mit großen Augen bemerkt: „Ach, Sie waren schon mal hier, oder?“

Aber der Meister nickt nur lächelnd. „Hören Sie“, sagt er dann, „gegen sechs bekomme ich Besuch. Bitte sagen Sie mir dann Bescheid, ich komme runter, ja?“

„Wir haben kein Zimmertelefon.“

„Ich weiß, deswegen sollen Sie ja auch hochkommen und mir eben Bescheid sagen. Ich werde jedenfalls nicht hier unten warten und Däumchen drehen.“

Bubenzler nickt. Der Meister dreht sich weg und geht, das kleine Köfferchen hinter sich herziehend, Richtung Treppe. Jetzt

wird ihm klar, warum er auch immer wieder hier eincheckt: Weil es für den Kerl an der Rezeption stets das erste Mal ist.

Und auch das kann überhaupt nicht schaden.

Jetzt hat der Alte doch mal auf die Uhr geschaut. Viertel nach fünf. Er setzt sich in Erdingen auf eine Bank, nettes Dörfchen, denkt er, öffnet die Tasche, holt eine kleine Flasche Wasser heraus, leert sie halb. Nicht schlecht, für mein Alter, findet er. Mal eben vierzehn Kilometer wandern von Eckenhagen nach Rom. Aber es ist eben nichts Besonders, weil er das ja jeden Tag macht. Jeden Tag, seit ...

... da dieser Junge gestanden hat. Und er den Jungen nicht gesehen hat. Und es diesen schrecklich dumpfen Knall gab. Diesen Knall von Knochen auf Blech. Und dann dieses Bild im Rückspiegel, so nah, so klar, denn *objects in the rear view mirror may appear closer than they are*, oh mein Gott. Und wie er langsam aussteigt. Und wie die Mutter, die alles mitangesehen hat, über ihrem sterbenden Kind gebeugt einen Schmerz in den Herbsthimmel hinausschreit, den niemand spüren möchte. Und wie er wie in Zeitlupe wieder einsteigt. Und wie er fährt. Einfach fährt. Einfach fährt. Einfach ...

... *and she's buying a stairway to ...* und die letzten Worte flüstert Robert Plant nur noch ... *heaven*.

Und wieder ist ein Song zu Ende.

Er steckt die Flasche ein und läuft weiter. Läuft und läuft, weil er seitdem nicht mehr fahren kann.

Seit jenem Herbsttag irgendwann Mitte der Achtziger, er weiß das Datum nicht mehr, aber er will es auch nicht wissen.

Noch am nächsten Tag verließ er sie, die Frau, für die er den Ford gekauft hatte. Er ging weg aus Süddeutschland, wo sie gemeinsam gelebt hatten, so wie er vorher schon so oft von irgend-

wo weggegangen war. Aber da waren es andere Gründe gewesen. Ja, es war auch um Schuld gegangen, immer eigentlich.

Aber nicht um so eine.

Er weiß, dass der Junge tot ist, obwohl er einfach weitergefahren ist.

Sie haben den Alten nie gefunden. Doch er rechnet jeden Tag damit, dass er bezahlen muss.

Eines Tages wird der Alte dafür bezahlen, dass er mit seinem Ford, den er für seine Liebe kaufte, ein Kind getötet hat. Und davongefahren ist.

Soul Asylum singen „*Runaway Train*“, aber er weiß, dass es kein Entkommen gibt aus dieser Schuld. Niemals.

Ist das eigentlich seine Schuld, dass dieser Druck entstanden ist? Eigentlich ist der Meister kein Grübler. Er ist ein Macher, damit ist er immer gut gefahren. Aber jetzt, da er in diesem Einzelzimmer ohne Klo sitzt und auf einem Etwas, das wohl ein Schreibtisch sein soll, seinen Koffer öffnet, denkt er noch einmal an diesen völlig überflüssigen Anruf des echten Detlefsen. Was das gerade wieder sollte, fragt er sich noch einmal und spürt, wie die Wut in ihm aufsteigt. Er wurde doch nicht ohne Grund auf den Alten angesetzt, der gleich hier auftauchen wird. Weil er sich mit sowas auskennt. Weil er vorab die richtigen Fragen stellt und dann keine mehr, denn wenn gehandelt werden muss, dann handelt er. Weil er weiß, was man mit so einem Alten machen muss, wenn die Stunde geschlagen hat.

Ganz einfach.

Und die Stunde des Alten hat gleich geschlagen.

Der Meister zieht den Ordner aus dem Koffer, schlägt ihn auf und blättert durch die wenigen Seiten.

Fünfundsiebzig ist er also. Lebt allein. Wohl vermögend. Häu-

fige Wohnortwechsel, aber das ist unwichtig. Und mehr als das muss der Meister auch nicht wissen.

Mehr will er vor allem nicht wissen.

Wieder so eine Erfahrung: Es ist meistens gut, nicht zu viel zu wissen von seinem Ziel.

Der Meister blickt auf seine Armbanduhr, die doppelt so teuer aussieht, wie sie ist: Kurz nach halb sechs. Zeit für einen Spaziergang.

Zeit für ein bisschen Sightseeing in Rom.

Der Alte hat das Oberbergische lieben gelernt. Die Wälder, die Weite, ja, und die Berge, die vielen Talsperren. Wie der Schwarzwald in Klein, denkt er oft. Er hat da unten mal gelebt, wo nicht? Ja, mal ganz ehrlich: Wo hat der Alte in den letzten fünfzig Jahren eigentlich nicht gelebt? Er war überall, und er war nirgendwo. Aber das hier ist Heimat geworden, das hier fühlt sich gut an, vielleicht, weil es so riesig ist. Von Radevormwald bis Waldbröl, alles ein großer Kreis, dreizehn Orte und dreizehn Welten. Und nicht immer ist alles gut hier. Vorhin ist er auch an der Wiehl-Talsperre vorbeigelaufen. Auf halber Strecke hat er ihren östlichen Arm passiert. Da, wo sie in diesem Jahr schon drei Kinderleichen entdeckt haben, aber es gibt keine Spur von dem Täter. Er macht sich nicht viel aus lokalen Nachrichten, aber das hat er doch recht genau verfolgt, weil er sich gefragt hat, wie so einer das macht und es schafft, scheinbar keine Spur zu hinterlassen.

Muss ein Guter sein, in dem, was er da tut, hat der Alte oft gedacht und sich jedes Mal gescholten für den Gedanken.

Er läuft jetzt schon so lange, dass die Zeit sich verabschiedet hat. Die Sonne steht tief und taucht den Wald neben dem Weg in ein Goldlicht, das nur noch vom Oktober in den Schatten gestellt werden wird.

Er wird diesen Termin gleich hinter sich bringen, so schlimm wird es schon nicht werden, er darf sich einfach nicht lange bequatschen lassen. Nein, eigentlich sollte er sich überhaupt nichts erzählen lassen. Je eher er da wieder raus ist, desto besser.

Der Alte freut sich jetzt schon auf den Rückweg.

Das Tal mit diesem Tümpel. Die alte Loipe. Das Vogelhäuschen-Haus. Roms Höhepunkte präsentieren sich dem Meister in vier Minuten.

Er zündet sich eine Zigarette an, lässt den Blick über das Tal schweifen und fühlt sich gut.

Vielleicht bestellt er sich heute Nacht noch die kleine Nutte von neulich. Mal sehen, wie viel Lust er nach seinem Termin noch hat. Er muss grinsen bei dem Gedanken, dass die sich dann unten anmeldet und der alte Bubenzer sie fragt, ob sie denn zum ersten Mal hier sei.

Und morgen Abend, wenn er wieder zu Hause ist, schmeißt er Annette raus.

Ja, diese Reihenfolge gefällt ihm: Zuerst den Alten abfertigen, das wird mit allem Drum und Dran und dem üblichen Prozedere schon ein bisschen dauern, dann Abendessen, danach, so gegen neun, die Nutte, morgen dann das Treffen mit dem anderen Kunden und vielleicht, nein, ganz bestimmt, ein fetter Neuauftrag. Und dann fährt er nach Hause und schmeißt Annette raus.

Der Meister blickt auf die Uhr. Zehn vor sechs.

Seine Zeit ist gekommen.

Der Alte blickt auf die Uhr: Fünf vor sechs. Schön, dieses Rom. Hier war er noch nie.

Schade, dass er auch nie wieder hierhin kommen wird.

Aber das kann er auch später noch schade finden.

Er holt einen Zettel aus seiner Tasche, er schreibt immer noch alles mit Stift und Papier auf, oder mit seiner Feder: „18 Uhr, Rom, Hotel, bitte lassen Sie nach Herrn Meister rufen. Er kommt dann runter und holt Sie ab. Gerne lädt er Sie zum Essen im Hotelrestaurant ein.“

Der Alte betrachtet die Fassade des alten Hotels und möchte sich das Essen lieber nicht vorstellen.

Gleich wird Bubenzer an die Tür klopfen und ihm sagen, dass da unten sein Besuch steht. Jedenfalls, wenn er es nicht vergessen hat, dieser senile alte Sack. Aber bisher hat das meistens geklappt.

Und dann wird es ernst, denkt der Meister.

Richtig ernst.

Und für einen kurzen Moment ist die Leichtigkeit, die ihn den ganzen Nachmittag über hat lächeln lassen, verschwunden.

Der Alte tritt in die Lobby oder was immer dieser düstere Vorraum hier auch sein soll, hinein, nimmt die Hörer aus den Ohren und sieht zwei Männer: Einen, der trinkt, und einen, der glotzt. Das können sie schon mal nicht sein. Also wird er fragen. Er hasst es zu fragen, aber so hat es die Assistentin von diesem Typ ihm ja aufgetragen, als sie mit ihm den Termin vereinbart hat.

„Guten Tag, ich bin hier verabredet. Um sechs.“

Der Typ hinter dem Tresen schaut ihn einen Moment lang schweigend an, und zuerst erwartet der Alte, gleich wieder für Leonard Cohen gehalten zu werden, aber er bezweifelt, dass dieser Mann überhaupt schon mal irgendetwas von Leonard Cohen gehört hat. Und, als fiele ihm gerade etwas ein, krächzt er plötzlich: „Ja, richtig! Mit dem ... mit dem ...“

„Meister.“

Der Mann zögert. „Nein, so heißt der nicht ...“

„Doch, heißt er.“

„Na, wenn Sie es sagen. Ich glaube, er wohnt in der Nummer ... mal eben sehen ... jedenfalls ... ich kann ihm auch kurz Bescheid geben ...“

„Nicht nötig“, wiegelt der Alte ab. „Gießen Sie Ihrem Gast da lieber noch was ein. Der sitzt glaub ich auf dem Trockenen.“ Der Mann blickt zur Seite, wo der Trinker gerade sein leeres Glas hebt, als sei es ein Amboss, und gießt ihm mit der linken Hand den nächsten Korn ein, ohne noch einmal hinzusehen.

„Aber ich kann doch eben ...“, beginnt der Wirt wieder, doch der Alte unterbricht ihn. „Nein, bitte keine Umstände. Ich gehe selber hoch. Sagen Sie mir einfach die Zimmernummer.“

„Auch gut. Hier haben wir sie ja schon: Es ist die Siebzehn.“

„Danke. Ach, und die Toiletten? Ich müsste mal.“

„Da hinten.“

Der Wirt zeigt mit dem Finger Richtung Gaststube, wo irgendwo ein Gang abzuzweigen scheint. Der Alte zückt kurz seinen Hut, das macht er immer bei einem Abschied.

Nachdem er sich erleichtert hat, stellt er fest, dass der Gang nicht nur zu den Toiletten führt, sondern auch in einen kleinen Hinterhof mit Garten, der nicht ganz so heruntergekommen aussieht, wie er es erwartet hätte. Viel wichtiger aber ist, dass dieser Hinterhof von einem Zaun mit halb offen stehendem Törchen umrandet ist, und dieser Ausgang führt auf einen Weg hinunter in ein Tal, wie es scheint.

Der Alte stellt fest, dass das nicht ganz verkehrt ist. Er steckt die Hörer wieder in die Ohren. Phil Collins singt „*In the air tonight*“, fünf Minuten sind das, und der Alte hofft, dass alles vorbei sein wird, wenn gleich nach dreieinhalb Minuten das Schlagzeugsolo einsetzt, denn das Schlagzeugsolo ist einfach das Beste an dem ganzen Stück.

Als es klopft, zuckt der Meister kurz zusammen und ärgert sich sofort über dieses Zeichen von Schwäche. Herrgott, es ist Bubenzer, der ihm jetzt sagt, dass sein Klient da ist, mehr nicht. Und dann wird er hinuntergehen, und er wird groß und vertrauenswürdig ausschauen in seinem hellgrauen Zweireiher, und er wird den Alten zu einem Essen einladen, ein bisschen Small Talk mit ihm machen und ihm dann in einer Vertrauensatmosphäre, wie nur er sie inszenieren kann, als erster Außendienstmitarbeiter überhaupt die neue Seniorenpolice *70 aktiv plus* verticken, und die wird dieses arme Schwein kurz vor seinem Lebensabend komplett ins Verderben stürzen, aber das wird der Alte erst dann merken, wenn sein Sargnagel schon halb versenkt ist. Und wenn es so kommt, wenn der Meister diesen ersten Abschluss hat, und wenn dann die Idioten da oben, die ihre Kunden seit Neuestem nur noch als Ziele definieren, endlich wissen, dass es verdammt noch mal funktioniert mit dieser Opa- und Oma-Versicherung, dann wird er nicht nur die Provision seines Lebens einstreichen. Nein, sie werden diese Police künftig an jedes Ömchen und an jeden Opi verticken, die nicht schnell genug vor ihm weglaufen können.

Denn dafür haben sie ihn ja geholt. Damit er die Testverkäufe macht. Natürlich im Hotel, damit die tumben alten oberbergischen Säcke auch noch denken, sie werden hofiert. Von ihm, dem Meister.

Weil er einfach der Beste ist.

Es klopft erneut.

„Ja, ich komme, Sekunde, Sekunde!“, ruft er. Dieser Gedankengang musste jetzt einfach sein, er hat sich selber stark gedacht, er hat sich so gedacht, wie er sein muss, und da ist sie wieder, die Leichtigkeit, und so schlendert der Meister mit festen Schritten zur Tür, reißt sie ein bisschen zu schnell auf, sodass sie mit der

Klinke fast gegen die mit alter beigefarbener Tapete verunstaltete Wand knallt, und ruft fröhlich: „Ja, Herr Bubenzer, ich ...!“

Aber zu mehr kommt der Meister nicht.

Denn der Alte hält seine wunderschöne Walther, die ihn seit Jahrzehnten bei jedem Auftrag treu begleitet, längst in der Hand. Den Schalldämpfer hat er vorher in aller Ruhe drauf montiert, als ihn seine schweren alten Beine über den Flur bis zum Zimmer mit der Nummer siebzehn getragen haben.

Die halbe Sekunde, in welcher sein Ziel die Tür geöffnet hat, hat dem Alten gereicht, um schnell einen Blick auf das kleine Passfoto zu werfen, das er zwischen Daumen und Zeigefinger seiner jetzt behandschuhten linken Hand hält, und es mit der Grinsevisage zu vergleichen, die ihm in der Tür erschienen ist, und zu wissen: Ja, es handelt sich um denselben Mann, ja, hier bist du richtig.

Den Schuss zwischen seine Augen hat der große Mann im hellgrauen Zweireiher gar nicht mitbekommen, so schnell ist er gestorben.

Dabei ist er günstigerweise auch so gefallen, dass der Alte die Zimmertür jetzt einfach nur zuziehen muss.

„*The hurt doesn't show, but the pain still grows. It's no stranger to you and me ...*“ Und Phil Collins beginnt sein Schlagzeugsolo.

Während er sich durch den Flur zurück zum Treppenhaus schleppt, fragt er sich kurz, wann es dem Mann an der Rezeption wohl auffallen wird, dass oben in Zimmer siebzehn ein Toter liegt. Vermutlich erst, wenn er schon riecht, aber das ist nicht sein Problem.

Er tritt durch den Gang, der ihn gleich nach draußen führen wird, und nimmt aus dem Augenwinkel heraus wahr, wie der Wirt dem Trinker den nächsten Korn einschenkt.

So kann man auch sterben, denkt der Alte und spaziert durch den Hinterausgang in den Hof und durch den Hof zum Zaun und durch den Zaun auf den Weg, der hinunter zum Wald führt, und von dort hinaus aus Rom, dieser ewigen kleinen Stadt im Oberbergischen. Und die Müdigkeit kommt von hinten ange-
rannt, springt ihn an und drückt ihn nach unten.

Jeder Schuss macht ihn müder.

„*We die and see beauty reign*“, singen Mark Lanegan und Isobel Campbell, und der Alte hofft für einen kurzen Augenblick, dass der tote Mann im grauen Anzug in Zimmer Nummer siebzehn diese Schönheit jetzt vielleicht auch sieht.

Aber noch ist es nicht ganz vorbei. Der Alte muss noch einmal reden.

Um zehn nach sechs klingelt sein Handy, wie verabredet. Er nimmt ab.

„Hallo?“

„Ich bin es, Annette.“

„Ich hab Ihnen doch gesagt, keine Namen. Auch nicht am Telefon.“

„Ach ja, tschuldigung, na jedenfalls: Ist es erledigt? Haben Sie ihn erschossen, diesen erbärmlichen Mistkerl? Diesen elenden Betrüger? Diesen ... diesen ...“

„Ja, Ihr Mann ist tot.“

„Er ist nicht mein Mann. Gott bewahre.“

„Den brauchen Sie jetzt nicht mehr. Ist auch egal, dass es nicht Ihr Mann ist. Tot ist er trotzdem.“

„Gut. Dann deponiere ich jetzt den zweiten Teil Ihres Honorars da, wo wir es vereinbart haben.“

„In Ordnung“, raunzt der Alte Tod mit seiner tiefen Leonard-Cohen-Stimme. Er blickt über das septembersonnendurchflutete Tal und beschließt, einen kleinen Umweg zurück zu neh-

men, weil es hier einfach schön ist, und weil es ihm vielleicht gelingt, die Müdigkeit ein bisschen wegzulaufen, aber ganz sicher auch, weil Nick Cave gerade die ersten Töne von „*Where the wild roses grow*“ singt.

„Ach, und ... lassen Sie sich mit dem Deponieren ruhig Zeit“, sagt er noch, bevor er nie wieder mit der Frau sprechen wird. „Ich bin zu Fuß unterwegs.“